

Erzählungen

DES TODESKUSSES,
DEM TODESKUSS



Des Todeskusses, dem Todeskuss

Wenn man die ganze Welt mitvernichtet, ob dann das Sterben leichter ist? Ein völlig blödsinniger Gedanke. Ohne Sinn, ohne Zusammenhang. Ein Herumhetzen und Taumeln: Das könnte passieren, und das. Und dann das! Verschachtelte Gedankenkrakseleien. Der wagnislose Grusel des Ungelebten. Ersatzbefriedigung im Kopf. Und Ersatzentbehrung.

Und die Angst: pochend, stoßend, jagend. Ich bin überarbeitet. Ich bin überdreht. Ich bin übergeschnappt. Fertig. Schluss! Aufhören!!

Plötzlich wurde mir bewusst, dass ich rauchte.

Ich ließ die Zigarette fallen, aber sofort kam mir diese hastige Bewegung verräterisch vor. Ich sah mich um, ob mich jemand beobachtet hätte. Die wenigen Menschen, die den breiten Sandweg entlang schlenderten, hatten Anderes zu tun, als sich um mich zu kümmern, und so hätte es nicht schwer sein sollen, Gelassenheit zu zeigen – und zu besitzen. Ich sah mein Spiegelbild in den Schaufenstern vorüber gleiten, zu schnell und zu aufrecht.

Warum rannte ich? Um aufzufallen, um nicht aufzufallen? Ich hatte mich nicht genügend unter Kontrolle, und ich kontrollierte mich zu stark, und die Lässigkeit, die ich mir so wünschte, konnte ich nur bei anderen bewundern. Jeder Eisverkäufer, jeder unrasierte Bursche, der an einer der ockerfarbenen Mauern lehnte und den Tag zwischen den Zähnen hindurch pfi ff, machte es mir vor. Jeder Kellner hatte mehr Lässigkeit als ich, wenn ich in geheuchelter Gleichgültigkeit meine Bestellung aufgab.

Ich würde nicht aufgelockerter aus Rom zurückkommen, als ich gefahren war, eher verkrampfter. Ich würde wie üblich durch die Gänge hasten und Peter würde sagen: „Du bist wieder beängstigend tüchtig heute.“ Und er würde grinsen, so dass ich nicht wüsste, ob er sich lustig über mich machte oder meine Energie bewunderte, oder beides.

Ein paar Wolken schwammen noch verloren über den Himmel. Die Erde dampfte neue Frische und Farbigkeit. Vogelstimmen und Piniengeruch stiegen auf. Die Luft gewann ihre weiche Milde zurück. Ich saß am Steuer meines Wagens und wartete auf Angela. Ich wollte in Zukunft immer das Einkaufen übernehmen, um mich so an den Kosten meiner Gastgeber zu beteiligen.

„Immer“. Wie lange ist immer?

Angela kam aus dem Haus mit einem großen Korb. Die Haare fielen ihr auf die Schultern. Sie trug eine weiße Bluse und einen dunkelblauen, weiten Rock. Sie sah rührend altmodisch aus. Aber ich wollte diese unpassende Kindlichkeit nicht. Seit vier Jahren nichts Neues ...

Ich werde sie mitnehmen nach Rom und ihr ein paar neue Sachen kaufen. Angela stieg ein. Wir fuhren nach Trocicolo: Nach wie vor war dieser Weg ein Albtraum für mich. Die nahen Bäume zu beiden Seiten, das fahle Licht, das, durch die Äste gebremst, auf die Straße schlug. Die Böschung, die nach rechts absackte in ein zähes Dickicht. Nach ein paar Biegungen wurde der Weg schmaler. Die Bäume wuchsen unregelmäßiger am Straßenrand. Licht breitete sich aus.

„Bis hierher reichte unser Besitz“, sagte Angela. „Früher, viel früher. Einer meiner Vorfahren hat damals die Straße verbreitern und eine Allee pflanzen lassen. Natürlich gab es auch ein Tor.“

„Mir ist die Strecke unheimlich“, sagte ich.

„Natürlich!“ Angela lachte. „Kein Wunder.“

Sie wurde ernster. „Das ist meine Garde, diese Bäume. Als Kind habe ich immer geglaubt, meine ganzen Vorfahren hätten sich in Zypressen verwandelt und stünden nun in feierlicher Reihe, um mich zu beschützen. Eine wachende Ahnengalerie, gewissermaßen. Nur, ich fürchte, mein Stammbaum reicht nicht aus für die ganze Strecke. Früher war an der Stelle, wo unser Grundstück begann, ein Tor. Ach so, das sagte ich schon. Jetzt gehört mir nur noch die Villa und der kleine Garten.“

Ich dachte an meine Zwei-Zimmer-Mietwohnung in München und sagte: „Du Ärmste!“

„Es ist gar nicht so schlimm.“ Sie zuckte die Achseln. „Eigentlich leide ich nicht darunter.“

„Hast du keine Verwandten außer deiner Tante?“

„Doch, aber ich habe kaum Kontakt zu ihnen. Mein Vater konnte sie nicht ausstehen. Er hat sich und seine Familie immer fern gehalten von der ganzen Sippschaft. Ich glaube, er war das schwarze Schaf. Schon deshalb, weil er laut verkündete, Kommunist zu sein.“

„Ach, das ist allerdings wirklich apart! Und machte sich das noch anders bemerkbar, als in freimütigen Reden?“

Angela lächelte.

„Er erklärte das Schrumpfen unseres Vermögens mit großen Spenden und Schenkungen. Er hatte die edelmütigsten Theorien dafür und zwang mich, ihm zuzustimmen: „Du siehst es doch ein, Angelina, nicht wahr? Du willst doch auch, dass wir alles tun, um Italien freier, gerechter und glücklicher zu machen!“

Könntest du im Überfluss leben, wenn du weißt, welche Armut in unserem Land herrscht, nicht weil die Industrie und die Landwirtschaft rückständig sind, sondern weil das System verkehrt ist?“

Also, er konnte ganz gut im Überfluss leben. Er starb bei einem Autounfall, betrunken. Sein Freund hat überlebt. Leider. Jetzt bekommt er auch noch eine Rente von uns dafür, dass er Unmengen von Geld mit ihm verspielt hat. In Montecatini! Wenn es wenigstens Monte Carlo gewesen wäre. Na ja, auch altmodisch. Links hier, links!“

Ich bog um die Kurve.

„Dabei hat er zum Teil sicher geglaubt, was er gesagt hat. Seine ganzen Wertpapiere hat er der Kommunistischen Partei vermacht. Vielleicht wollte er sich auf diese Weise auch nur sein Image bei mir bewahren. Aber da hätte er schon etwas aktiver sein müssen. Du lieber Gott, war das alles dumm und lächerlich!“

– Halt hier! Von hier aus können wir zu Fuß gehen.“

Ich parkte den Wagen. Wir stiegen aus. Eine typische italienische Dorfstraße. Kahle Häuserfronten mit heruntergelassenen Jalousien, Sonnenlicht und Oleander, der herbe Reiz von Verlorenheit: Quälende Attraktion einer sinnlichen Stimme, die aus dem Kofferradio klirrt, nüchterne Fremdartigkeit einer heilen Welt, in die Blech und Plastik schon die Wunden der Werbung gerissen haben.

„Hier ist der Fleischer.“ Angela schob die Perlenschnüre beiseite. Wir traten ein.

„Bon Giorno Signor Berti.“

„Signorina! Bon Giorno Signorina Cercolini!“ Angela wurde überschwänglich begrüßt. Sie stellte mich vor und bezog mich dadurch mit ein in die Freude. Die Frau und die Tochter des Fleischers kamen aus dem hinteren Raum und das Zeremoniell begann von vorne.

„Aus Deutschland? Aus München? Von so weit her? Wie gefällt Ihnen Italien?“

„Oh, ich liebe Italien. Darum bin ich ja hier.“

„Gut, sehr gut. Und Ihr italienisch ist ausgezeichnet.“

„Danke sehr. Ich habe ja viel Übung.“

„Signorina, warum kommen Sie so selten herunter? Man sieht Sie ja kaum.“

„Oh, ich weiß auch nicht. Ich weiß nicht. Meine Tante macht die Einkäufe und ich kümmere mich ums Haus. Das ist unsere Aufteilung. Vielleicht sollten wir mal tauschen.“

„Ja Signorina, tun Sie das. Oder kommen Sie zusammen.“

„Wir würden uns sehr freuen, wenn Sie zu Aninas Hochzeit kommen würden“, sagte Signora Berti mit einem Blick auf ihre Tochter. „Nicht wahr, Anina?“

„Oh, Sie heiraten?“, fragte Angela.

Das Mädchen wurde rot, wie es sich gehört, und nickte.

„Was für eine Überraschung! Was für eine Freude!“ Angela geriet in echt italienische Begeisterung.

„Wen heiraten Sie denn?“

„Nicolo Bagniani.“

„Nicolo! Den hübschen Nicolo! Das ist ja großartig. Meinen herzlichsten Glückwunsch! Natürlich müssen wir kommen. Thomas, was sagst du?“

„Oh, wenn wir eingeladen sind, das finde ich wundervoll. Natürlich gern.“

„Vielen Dank, wir kommen sehr gern. Wann ist es denn?“

„Am Sonntag“, sagte Signor Berti. „Wir hatten es Ihrer Tante schon erzählt.“

„Wie konnte sie das vergessen? Ich werde mit ihr schimpfen müssen! Nochmals, vielen Dank. Aber jetzt entschuldigen Sie bitte. Wir sind etwas in Zeitdruck.“

„Natürlich Signorina. Was kann ich für Sie tun?“

Signora Bertie und ihre Tochter verschwanden lachend und nickend.

„Ich möchte etwas Kalbfleisch. Dieses da sieht sehr schön aus.“

„Sie verstehen etwas von Fleisch! Das ist tatsächlich mein bestes Stück.“ Er hob es auf und wendete es ein paar Mal. „Zart und saftig.“

„Gut. Wie viel ist es?“

Er deckte ein Stück Papier auf die Waagschale und legte das Fleisch darauf.

„Genau 827 Gramm.“

„Oh, das ist ziemlich viel.“

„Dann reicht es länger, Signorina.“ Er zwinkerte mir zu.

„Na schön. Und was ist mit der Leber da? Ist die frisch?“

„Ganz frisch, Signorina.“

„Gut. Ich brauche ungefähr 2 etto.“

Ein neues Stück Papier. Er ließ die Leber auf die Waage plumpsen. „20 Gramm mehr.“

„Ja, ist gut. – Welche Salami ist die Beste?“

„Nehmen Sie diese hier, Signorina. Sie ist sehr würzig, hat wenig Fett und ist nicht zu trocken.“

„Schön. 250 Gramm in Scheiben. Ganz dünn bitte.“

Er drückte die Wurst gegen die Schneidemaschine und hielt die erste Scheibe in die Höhe.

„Ist es gut so?“

„Ja, genau richtig.“

Eine Scheibe nach der anderen fiel auf das Papier. Er legte den entstandenen Haufen auf die Waage und schichtete ihn sorgsam.

„Sonst noch etwas?“

„Ja, ich möchte etwas von der Mortadella. Nicht mehr als 200 Gramm.“

Angela fragte mich leise: „Siehst du hier außerdem noch irgendetwas, was du haben möchtest?“

„Ja“, flüsterte ich zurück, „dich.“

Sie lachte. „Ach, geben Sie von der Mortadella auch 250 Gramm“, sagte sie laut. „Signor Reisinger liebt Fleisch.“

„Das verstehe ich.“ Signor Berti nickte. „Es schmeckt gut, ist gesund und gibt Kraft.“

„Oh, da fällt mir ein“, sagte Angela, „ich brauche noch ein Stück Rindfleisch für die Minestrone.“

„Nehmen Sie dies hier.“ Er hielt einen Klumpen Fleisch hoch. „Es ist zart und wird bestimmt nicht strähnig.“

„Gut“, sagte sie.

Er wog das Fleisch.

„Wie ist es mit Schinken“, flüsterte ich.

Angela schüttelte den Kopf und machte eine Handbewegung, die besagte „Hier lieber nicht“.

„So, das ist alles“, sagte Angela.

„Danke sehr, Signorina.“

Er nahm einen Zettel, sah auf die Pakete und murmelte Zahlen vor sich hin, von denen er ein paar aufschrieb, solange, bis er gleich viele Pakete auf dem Tisch und Zahlen auf dem Zettel hatte. Dann machte er einen entschlossenen Strich und setzte die Summe darunter.

„Das macht“, er überprüfte die Rechnung noch einmal, „das macht 3200 Lire.“

Ich trat schnell vor und blätterte das Geld auf den Ladentisch. Ein bisschen unbeholfen kam ich mir dabei vor, aber der Fleischer und Angela schienen alles in Ordnung zu finden. Und das war es dann wohl auch. Sie nahm die Pakete, verstaute sie in ihrem Korb und lächelte Signor Berti zu.

„Danke sehr. Und vielen Dank für Ihre Einladung.“

„Ich habe zu danken, Signorina, Signore. Wir alle freuen uns sehr auf Ihren Besuch.“

Die Perlschnüre flogen zur Seite.

Wir waren wieder auf der Straße. Ein Wagen knatterte vorbei. Die Kirchturmuhre schlug.

„Willst du wirklich zu der Hochzeit?“, fragte Angela.

„Ja, ich dachte ...“, antwortete ich erstaunt.

Sie zuckte die Achseln.

„Tante Margaretha hat mir natürlich davon erzählt. Aber ich habe nicht geglaubt, dass es dich interessieren würde. – Hier lang!“

Wir kauften Brot und Kochen, Eier, Milch und Käse: Belpaese, Gorgonzola, Mozzarella, Ovizuro. Wir kauften Tomaten, Gurken, Salat, Zucchini, Bohnen, Möhren, Zwiebeln. Wir kauften alles. Und alle schienen glücklich, uns zu sehen. Sie sprachen Angela auf der Straße an. Sie lachten, sie winkten. Sie staunten, sie nickten. Es war eine Freude und Herzlichkeit, die mich ganz benommen, ganz trunken machte. All die Bewunderung, die sie für Angela empfanden, all ihre Liebenswürdigkeit, brachten sie auch mir entgegen. Das war ein bisschen verwirrend, sehr rührend und – es begeisterte mich. Ich war aufgenommen. Ich war willkommenegeheiß. Kein Straniero, dem man misstraut, den man neppt und verachtet. Angela mochte mich. Angela war mit mir zusammen. Das allein genügte. Es adelte mich.

„Die Leute sind fabelhaft“, sagte ich enthusiastisch, als wir voll bepackt zum Wagen zurückgingen.

„Ja“, sagte Angela. „Im Grunde hatte mein Vater ganz Recht. Man muss entweder Despot oder Kommunist werden, wann man das sieht.“

Sie lachte. „Mach kein so erschrecktes Gesicht. Sie sind wirklich lieb. Jetzt. 1873 haben sie die Villa gestürmt und alles verwüstet. Aufgehetzt von irgend-

wem. Und sie würden es wieder tun. Mach dir nichts vor. Man muss sie unterdrücken oder verzeihen. Aber ich mag sie. Alle. Ich werde ihnen nicht helfen und ich werde ihnen nicht schaden. Mehr kann ich nicht für sie tun."

Ich schloss die Wagentür auf und öffnete ihr. Wir legten den Korb und die Tüten auf den Rücksitz und stiegen ein.

"Am Besten ist, du wendest gleich hier", sagte Angela.

Wir fuhren zurück. Der Geruch von Käse und Kräutern breitete sich aus.

"Ja, er war ein komischer Mensch, mein Vater", sagte Angela gedankenverloren. "Nach dem Tod meiner Mutter zog er ganz mit mir hierher. Vorher war die Villa nur eine Art Sommerresidenz gewesen. Ich war zwölf damals. Jeden Morgen fuhr mich Bruno nach Frascati zur Schule, jeden Morgen. Ein Wahnsinn! Tante Margaretha hatte früher auch bei uns gelebt. Sie war natürlich in Rom geblieben. Aber mich wollte er unbedingt hier auf dem Land aufwachsen lassen. Er selbst hielt es nie länger als zwei Wochen aus. Dann musste er wieder weg: Nach Rom, nach Mailand, nach Paris, nach London. „Geschäftlich“, sagte er immer. Dass er eine Wohnung in Rom hatte, hab ich erst nach seinem Tod erfahren. Trotzdem wusste ich natürlich, dass er viel dort war.

"Für dich ist das nichts", sagte er. "Bei mir ist es schon zu spät. Ich bin schon zerfressen, verwest." Ja, er sagte „verwest“.

"Aber du, du musst anders werden. Du sollst eine ruhige Entwicklung haben, ohne schädliche Einflüsse. Und wenn wir dich dann schließlich auf die Menschheit loslassen, dann passiert etwas Großartiges, etwas Außergewöhnliches. Hörst du? Das bist du mir schuldig!" Sie lachte.

"Ja, so war er", sagte sie. "Und er glaubte es auch. Er glaubte an mich. Einmal im Jahr fuhr er mit mir nach Rom. Als kleine Kostprobe, wie er es nannte. Dann zeigte er mir „sein“ Rom. Ich bin sicher, sein wirkliches Rom war noch ganz anders. Aber das war wohl nicht jugendfrei. Er ließ mich auch nicht in Rom studieren. Ich habe in Bologna Kunstgeschichte und Italienisch angefangen. Dann kam mein Vater ums Leben."

Sie machte eine kurze Pause.

"Diese zärtliche, leidenschaftliche Liebe, diese fantastische Erregung, mit der er mich überströmte, wenn er da war! Und die launenhafte Unbekümmertheit, mit der er mich vergaß, wenn er weg war, wochenlang. Seine ganzen albernsten Grundsätze, die er lachend beiseite schob, wenn sie ihn störten und die er sofort wieder parat hatte, wenn er sie brauchte. Ich bin nicht sicher, ob es nicht Selbstmord war. Er prallte gegen einen Baum. Mein Vater war hinter dem Steuer eingeklemmt. Der Wagen fing an zu brennen. Papa verkohlte bis zur Unkenntlichkeit. Schrecklich. Aber dieses Ende sieht ihm so ähnlich, als ob er es geplant hätte. Der Junge ging mit dem Kopf durch die Scheibe. Dabei hat er ein Auge verloren. Aber sonst ist er wieder ganz gut zurecht geflickt worden. Man soll kaum etwas bemerken. Ich hab ihn nie gesehen. Tante Margaretha

sagt es. Er war der Bruder einer Frau, mit der mein Vater damals viel zusammen war. Ob er nun mit ihm oder mit ihr geschlafen hat ... wahrscheinlich mit beiden. Er war ja verwest - . Und nachher war er auch verkohlt. Wenn es Selbstmord war, war es nicht schlecht. Kurz und schmerzlos und ein Denkmalsstein für den Burschen."

Die Zypressen bohrten sich in den Himmel. Eine erstarrte Zuckung, die die Sonne verdüsterte. Wir fuhren um die letzte Biegung. Vor uns lag die Mauer der Villa Cercolini.

Angela lachte. „Wir sind eine melodramatische Familie. In unserem Umkreis passiert Schauerliches. Ich gebe allerdings zu: Meist müssen wir nachhelfen."

Das Tor war noch offen. Ich fuhr bis vor die Haustür. Wir luden unsere Tüten aus. Dann fuhr ich in die Garage, während Angela das Tor schloss. Wir trugen die Sachen in die Küche, wo Maria in einem großen Topf herumdünste.

„Geh schon auf die Terrasse“, sagte Angela. „Ich mach uns etwas zu trinken."

„Eine ausgezeichnete Idee“, ich wischte mir den Schweiß von der Stirn, aber ein feuchtes Unbehagen blieb. Ich ging in mein Zimmer, duschte und zog meine Badehose an. Als ich auf die Terrasse kam, stellte ich fest, dass es diesig geworden war. Keine klaren Wolken, ein undeutlicher Schleier. Milchiges Licht, das die Hitze des Gartens stumpf und trübe machte wie zerkochtes Gemüse. Ein heftiger Streicher-Ausbruch.

Angela hatte eine Platte aufgelegt. Sie kam heraus, ein Tablett mit zwei Gläsern in der Hand.

„Der Tod und das Mädchen. Meine Lieblingsmusik“, sagte sie und stellte das Tablett auf den Tisch. „Bitte, nimm dir."

Ich nahm das eine Glas, sie das andere.

Das Getränk war kalt und süß, fast zu süß mit einem bitteren Nachgeschmack. Der plötzliche Biss eines eben noch zärtlichen Tieres.

Angela lachte. „Es ist lustig, nicht? Überraschend!“ Sie nahm ein Eisstück zwischen die Lippen und ließ es schmelzen.

Ich stellte mich dicht neben sie und sagte: „Ich freu mich auf unser erstes gemeinsames Fest."

„Die Hochzeit? Ja, unser erstes gemeinsames Fest. Eine Metzgers-Hochzeit in Trocadero. Was waren das für Feste in Rom, die meine Eltern gaben! Vielleicht waren sie nur so riesig, weil ich so winzig war. Und weil meine Mutter so schön war. So schön! Das Fest morgen wird viel lustiger werden."

Sie küsste mich auf den Mund.

„Uuh! Hast du kalte Lippen“, sagte ich.

Einen Augenblick sah sie mich verzückt an, mit leicht geöffnetem Mund.

„Ich habe dir eben den Todeskuss aufgedrückt“, raunte sie.

„Angela! Lass diese Albernheiten.“

„Wieso?“, fragte sie laut. „Ist das nicht ein schönes Wort: Todeskuss.“

Sie lauschte ihrer Stimme nach: „Todeskuss.“

„Angela, bitte! Hör auf mit diesem Unfug! Du machst dich ganz verrückt damit“, sagte ich.

Sie trank einen großen Schluck, stellte das Glas auf den Tisch und setzte sich in einen der Liegestühle.

„Ich weiß gar nicht was du hast. Es ist doch nur ein Wort. Nichts als ein Wort. Man kann es flüstern, man kann es schreien, man kann es verschweigen und man kann es deklinieren.“

Sie stand wieder auf.

„Der Todeskuss, des Todeskusses, dem Todeskuss, den Todeskuss.“

Sie stellte sich ganz dicht vor mich hin, so dicht, dass ich sie hätte küssen oder schlagen können, ohne einen Schritt zu machen.

„Ich bin ein ungezogenes Kind, das seit drei Jahren volljährig ist.“ Sie breitete die Arme aus und schloss die Augen.

„Mach mich erwachsen“, sagte sie. „Forme mich um, knete mich.“

Sie wiegte sich leicht und geschmeidig hin und her.

Ich hielt sie an den Schultern fest.

„Ich will dich so, wie du bist. Mit all deinen Fehlern und Schwächen. Was an dir noch unerträglich ist, wird sich im Umgang mit Menschen abschleifen und ganz glatt will ich dich gar nicht haben. Wirklich, ich will dich so wie du bist.“

Sie öffnete die Augen wieder und sah mich ernst an.

„Das glaube ich dir nicht“, sagte sie leise.

„Ich bin schrecklich.“

Ich drückte sie an mich. „Nein“, sagte ich, „du bist nicht schrecklich. Du bist nur verwildert. Nicht im Sumpf der Großstadt, sondern in der Einöde.“

Sie schlang ihre Arme um mich und küsste mich, als wollte sie etwas einfangen, festhalten, aufsaugen, das zu versinken drohte. Dann löste sie sich ganz langsam von mir. Wir sahen uns an. Wir lächelten. Wir legten uns nebeneinan-

der in die Liegestühle. Und die Sonne schien bleich aus dem blassen Himmel.

„Lebst du gern, Angela“, fragte ich sie.

„Ja“, ihre Antwort kam schnell und bestimmt.

„Ja. Ich liebe sogar das Leben, das ich hier führe. Ich weiß, dass es bald zu Ende sein, dass bald alles ganz anders sein wird. Ich fürchte mich nicht davor. Ich freue mich sogar darauf. Aber ich bereue auch nicht, dass ich bisher so fern von allem war. Man wird so schnell überdrüssig. Die Reize verschleißern so schnell. Ich dränge mich nicht nach der Welt, aber ich werde sie haben. Ohne Schwierigkeiten.“

„Was willst du tun, später?“

„Ich werde weggehen. Ich werde nichts tun, um mir diesen Besitz zu erhalten. Ich werde nicht betteln bei Verwandten oder Behörden und ich werde nicht arbeiten, um die Villa zu finanzieren zu können. Wenn es vorbei ist, ist es vorbei. Dann kehre ich diesem Haus den Rücken und komme nie mehr wieder. Nie wieder. Ich werde irgendwas tun, wofür es sich zu leben lohnt. Ich werde ein hoch bezahltes Star-Fotomodell und verhöhne die Menschen, oder ich werde Nonne und bete für sie. Ich werde sie pflegen oder interviewen oder bekehren zu irgendeiner Organisation, die mich dafür bezahlt. Irgendwas mit Menschen. Es klingt komisch, aber ich kann ganz gut mit Menschen umgehen. Mich hat das erstaunt, erschreckt und fasziniert. Sie ordnen sich mir unter, weil ich ihnen nicht nachgebe.“

„Das ist alles ein bisschen theoretisch und klingt schön“, sagte ich. „... den Rücken kehren ... die Menschen ... die Welt ... Aber der Einzelfall, der täglich auf dich zukommt, lässt sich nicht in Worte kleiden, die man sich vorher nachts im Bett zusammenbasteln kann.“

Angela stand auf. „Du weißt schon, was ich meine“, sagte sie. „Ich muss die Platte umdrehen. Magst du sie?“

„Ja“, ich war etwas unsicher, denn ich hatte nicht auf die Musik geachtet.

„Was wirklich Bedeutung hat, altert nicht“, sagte Angela. „Die Sonne, Rom, diese Musik.“

Nächste Woche werde ich nach Rom müssen, dachte ich mit geschlossenen Augen. Geld holen. Kein Problem über Eurocheque, wenn Susanne nicht vor Wut das Konto hat sperren lassen. Oder sie hat alles abgehoben und bringt es mit einem Bademeister durch. Die Musik hatte wieder eingesetzt.

„Warum grinst du?“, fragte Angela.

„Ich stelle mir gerade vor, dass du das Haus verkaufst und das Geld mit einem Bademeister verjubilierst.“

„Ach wo, ich kann doch längst schwimmen“, sagte sie und legte sich neben

mich. „Lieber nehm ich mir einen Skilehrer, da lern ich noch was, oder einen Juwelier.“

„Warum einen Juwelier?“

„Ein Juwelier kann immer ...“

Die Tür schlug plötzlich heftig zu. Angela und ich richteten uns auf.

Die Signora stand auf der Terrasse.

„Entschuldigung“, sagte sie, „mir ist die Tür aus der Hand gefallen. Es zieht.“

Sie hatte einen dunkelblauen Bikini an und einen kurzen, weißen Bademantel. Über dem rechten Auge klebte ein Pflaster.

„Haben Sie sich gestoßen?“, fragte ich.

„Ja.“ Sie setzte sich in die Hollywood-Schaukel. „Ich bin gestolpert vorhin. Wie war es im Ort?“

„Thomas hat es sehr gut gefallen“, sagte Angela, „nicht wahr?“

„Ja, ich fand die Leute ganz besonders nett.“

„Das sind sie auch“, antwortete die Signora.

Angela stand auf. „Ich bringe dir auch etwas zu trinken.“

„Oh, das ist lieb“, sagte die Signora.

Ich konnte nicht anders, ich musste sie immerzu anstarren. Mein Gott, dachte ich, sie wird sie doch nicht geschlagen haben.

Angela trug ein leuchtend grünes Kleid und hatte ein grünes Samtband im Haar. Ich fand sie überwältigend, sicher viel schöner als die Braut.

„Du strahlst so. Gefall ich dir?“

Ich küsste sie, ohne etwas zu sagen.

Angela fuhr zusammen. „Weißt du, was wir vergessen haben?“

„Nein, was denn?“

„Wir brauchen doch ein Hochzeitsgeschenk!“

„Ach du lieber Himmel!“ Ich überlegte. „Hast du nicht irgendein Schmuckstück, das du entbehren könntest?“

Angela starrte mich an.

„Bist du wahnsinnig?“ Sie war richtig entsetzt. „Meinen Schmuck für dieses

Trampel? Machst du dir eine Vorstellung davon, was mein Schmuck mir bedeutet?"

„Zweifellos nicht“, sagte ich. „Aber du wirst ja wohl nicht nur hochkarätige Juwelen haben, sondern auch ein paar weniger wertvolle Stücke.“

„Nein!“ Ihre Stimme war hart und spröde. „Billiges Modezeug besitze ich nicht.“

„Entschuldige!“ Ich wurde ärgerlich. „Es war ja nur ein Vorschlag. Du trägst nie Schmuck, selbst heute nicht. Ich versteh also nicht, warum du dich so albern anstellst.“

„Meinst du, ich würde meine kostbaren Steine auf eine Dorfhochzeit schleppen, damit sie mir gestohlen werden?“

Ich zuckte die Achseln. „Das muss wohl ein Tick von dir sein. Wenn du diesem Haus den Rücken kehrst, um nie mehr, nie mehr wiederzukommen, denk daran, dass du die Klunker im Beutelchen mitnimmst.“

Sie schrie auf wie verwundet, sank in einen Sessel und begann hemmungslos zu schluchzen.

„Aber Angela, lass dich doch nicht so gehen! Du bist ja völlig überdreht!“ Ich begann wütend zu werden. Solche sinnlosen Ausbrüche war ich nicht gewohnt.

Die Signora kam herein. „Was ist los?“

„Ach, ich habe vorgeschlagen, sie soll der Braut ein Schmuckstück schenken. Jetzt tut sie so, als verlang ich von ihr, dass sie sich die Hand abhackt.“

„Angela!“ Die Stimme der Signora klang drohend.

Angela reagierte nicht, sondern weinte verbissen in sich hinein.

„Angela, du gehst sofort in dein Zimmer!“

Sie ging auf ihre Nichte zu und riss ihr den Kopf hoch.

„Du gehst sofort in dein Zimmer, oder ich geh in den Keller und ...“

„Nein!“ Angela sprang auf.

Die Signora gab ihr rechts und links eine Ohrfeige. „Los! Wasch dir das Gesicht und komm nicht eher zurück, als bis du wieder normal geworden bist.“

Einen Augenblick lang dachte ich, Angela würde ihr an die Gurgel springen, aber sie wandte sich ruckartig ab, stürzte die Treppe rauf und lief aus dem Zimmer.

„Verzeihen Sie das Spektakel“, sagte die Signora ruhig zu mir. „Ich weiß selbst,

dass ich sie nicht mehr erziehen kann. Aber bei Hysterikern schlagen auch Ärzte. Es ist eine Therapie."

„Was ... was hat sie denn? Was ist denn im Keller?“ stammelte ich.

„Das kann sie Ihnen selbst erzählen.“

„Sie haben mal so etwas angedeutet“, ich war jetzt selbst außer mir. „Meinen Sie – ich meine – glauben Sie, dass Angela nicht ganz normal ist?“

Die Signora lächelte.

„Also, ganz normal ist sie sicher nicht. Aber ich beginne mich zu fragen, warum Sie immer auf das Normale pochen und dann freudig schauernd auf das zusteuern, was von der Norm abweicht.“

„Ach, das gehört doch jetzt nicht hierher. Das sind doch wieder Ihre verdammten Spitzfindigkeiten.“

Die Signora blieb völlig ruhig.

„Signor Reisinger, wenn es Ihnen nicht passt – Angela und ich haben vier Jahre ohne Sie leben können, wir werden auch an Ihrem Abschied nicht zugrunde gehen. Im Gegenteil.“

Die Tür flog auf, Angela kam herein. Sie stürzte auf mich zu.

„Verzeih mir“, rief sie. Sie fiel mir in die Arme. Sie küsste mich. „Verzeih mir, bitte verzeih mir. Du musst Geduld mit mir haben, bitte. Hab Geduld mit mir! Wenn du nicht aufgibst, wird alles gut werden. Versprich mir das, bitte versprich mir das.“

„Ja natürlich“, murmelte ich und streichelte sie unsicher. Ich war völlig über-rumpelt. Angela ließ mich los.

„Weißt du, was wir ihr mitbringen?“

Sie strahlte.

„Ein silbernes Vorlegebesteck! Ist das keine gute Idee?“

„Aber Angela“, begann die Signora.

„Es ist mein Besteck“, unterbrach Angela ihre Tante. „Ich kann damit machen, was ich will.“ Sie lief in den anderen Raum und öffnete die Anrichte.

„Es soll ein schönes Fest werden. Und sie soll ein schönes Geschenk von uns bekommen. Sie soll uns in guter Erinnerung behalten.“

Sie holte einen schmalen, kleinen Kasten heraus und sagte: „Ich werde es etwas einpacken.“ Dann verschwand sie in der Küche.

Ihre Tante lächelte und zuckte die Achseln: „Wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hat – da kann man nichts machen.“

„Ein Blumenstrauß aus dem Garten würde wohl nicht genügen?“, fragte ich vorsichtig.

„Wo denken Sie hin? Das wäre ja nichts Besonderes. Außerdem – es wäre wirklich zu wenig. So eine Hochzeit ist eine große Sache hier. Sie werden ja sehen.“

Angela kam zurück. Das Kästchen war in buntes, nicht mehr ganz sauberes Papier verpackt. Außerordentlich unpassend zu dem kostbaren Inhalt.

Aber ich sagte nichts. Mein Bedarf an großen Szenen war voll gedeckt.

„Willst du nicht doch mitkommen, Tante Margaretha?“

Die Signora schüttelte den Kopf und lächelte:

„Bestimmt nicht. Du weißt, ich mache mir genauso wenig aus solchem Trubel, wie du.“

„Ich bin sicher, es wird sehr lustig“, sagte Angela.

„Ich freue mich riesig darauf. Thomas wird Spaß haben.“

Sie lachte mich an und das war wieder unwiderstehlich. Eigenwillig, überspannt, verrückt, aber unwiderstehlich.

Sie kam zu mir, küsste mich noch mal und sagte: „Los, es wird gleich eins. Die Trauung ist längst vorbei. Wir wollen wenigstens rechtzeitig zum Essen sein.“

Sie küsste ihre Tante zum Abschied. Und ich bin ganz sicher, dass sie sie nicht biss, denn ich habe sehr genau darauf geachtet.

„Viel Spaß!“, sagte die Signora, „amüsiert euch gut. Und trinkt nicht zu viel.“

„Ich trinke immer wenig“, antwortete ich.

Sie warf mir einen spöttischen Blick nach und mir fiel plötzlich die leere Whiskyflasche auf dem Rücksitz des verunglückten Ferrari ein.

Ja, das war ein Fest! Brueghel unter Zypressen und Pinien. Lange Tische, die hufeisenförmig aneinander geschoben waren, wie es in Höhe und Breite am Besten hinkam, weiße Tischdecken, die sonst wahrscheinlich als Bettlaken dienten, Stühle, aus dem ganzen Dorf zusammengetragen, hohe, niedrige, schmale, breite, Rohrgeflecht, Plüschpolster.

Und Teller, und Gläser, und Bestecke. Karaffen, Flaschen. Ein dauerndes Blitzen und Funkeln in der Sonne: Das gleißende Blinken des Geschirrs auf dem blendenden Weiß der Tische. Eine Tafel, so überwältigend, dass man unwillkürlich die Augen zukniff, um sich an die grandiosen Ausmaße und die funkelnde Helligkeit zu gewöhnen.